



# Leseprobe

Luigi Panella

**Das Werk des Teufels**  
Historischer Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



---

Seiten: 448

Erscheinungstermin: 21. Juni 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

LUIGI PANELLA  
Das Werk des Teufels



## *Buch*

1265: In Parma gesteht ein Benediktinermönch unter Folter, einen geheimen Kodex zu kennen, ein Buch über den Schatz des Teufels. Daraufhin begeben sich Yves le Breton, päpstlicher Inquisitor im Dienste Louis IX. von Frankreich, und sein Widersacher Umberto di Fondi, Abgesandter des sizilianischen Kaisers, auf die Suche nach dem Buch. Nach einer wilden Jagd durch das mittelalterliche Europa bis nach Nordafrika hält Yves den Kodex schließlich in Händen. Zu seinem Erstaunen offenbart ihm das Buch, dass es eine Welt jenseits des Ozeans gibt – ein geheimnisvolles Inselreich namens Atlantis ...

Informationen zu Luigi Panella  
und seinen Romanen  
finden Sie am Ende des Buches.

Luigi Panella

---

Das Werk des Teufels

Historischer Roman

Aus dem Italienischen  
von Ingrid Ickler

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2022  
unter dem Titel »Il tesoro del diavolo«  
bei Rizzoli, Mailand.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2023

Copyright © der Originalausgabe 2022 Mondadori Libri S.p.a., Milano

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München

Umschlagfoto: © Getty Images / da-kuk; FinePic®, München

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

BH · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49320-3

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für Marta und Mariapia*

Die mittelalterlichen Datumsangaben des christlichen Teils basieren auf dem julianischen Kalender, der bis 1582 benutzt wurde, im Vergleich zum heutigen gregorianischen Kalender läuft er etwa zehn Tage nach.

Die kanonischen Stunden unterteilten früher den Tag und wurden von der katholischen Kirche für das gemeinsame Gebet entwickelt. Sie variieren je nach Ort und Jahreszeit.

Matutin: zwischen zwei und drei Uhr morgens

Laudes: zwischen fünf und sechs Uhr morgens

Prim: gegen sieben Uhr morgens

Terz: etwa um neun Uhr morgens

Sext: mittags

Non: zwischen zwei und drei Uhr am Nachmittag

Vesper: zum Sonnenuntergang

Komplet: nach Sonnenuntergang und vorm Zubettgehen

## Prolog



Er hörte kein Vogelgezwitscher mehr. Als einziges Geräusch war das Knistern der brennenden Hütten zu vernehmen. Langsam ging er auf die letzte Hütte zu und warf eine Fackel hinein, mitten auf den Laubhaufen, unter dem die toten Körper lagen.

Maharbal rannte ihm entgegen. »Wir müssen gehen.«

Abd-Melqart nickte und schaute in den Wald jenseits der Palisaden, die das Dorf umgaben. Die Äste bewegten sich, obwohl es windstill war. Rasch liefen die beiden Männer auf das an einem kleinen Steg festgemachte Schiff zu und gingen an Bord.

Der erste Pfeil traf die Planke, während das Schiff ablegte, danach regneten die Pfeile nur so auf sie herab. Aus den Rauchwolken über dem Flammenmeer an Land erhoben sich Schreie.

Ihr seid spät dran, dachte er. Sie würden nur Feuer und Leichen vorfinden.

Die Trommel begann den Rhythmus der Ruderer vorzugeben, und die Pentekontere bewegte sich entschlossen Richtung Meer. Eine Flotte aus Kanus nahm die Verfolgung auf, würde sie aber niemals erreichen.

Als sie sich weit genug entfernt hatten, befahl der Nauarch, die Ruder einzuziehen und die Segel zu setzen. Der

riesige Pferdekopf, der darauf abgebildet war, entfaltete sich im Wind und schenkte ihm Vertrauen, fühlte er sich doch gleich der Heimat näher. Er blieb auf der Brücke stehen und betrachtete die immer kleiner werdenden Kanus, die Inseln an der Mündung des riesigen Flusses und die endlos grüne Weite, über der die Sonne unterging. In seinen Gedanken tauchten Bilder des vergangenen Jahres auf.

Die Küste war nur noch ein dunkler Strich, als er sich von der Bordwand löste. Während er unter Deck ging, um den Laderaum zu kontrollieren, konnte man die Erleichterung in den Augen der Männer lesen.

Das Schiff tanzte wild auf den Wellen, die ihm aber keine Sorge bereiteten. Die *Baals Ross* hatte schon Schlimmeres erlebt. Allerdings war er nicht sicher, ob er genug Wasser und Nahrung an Bord hatte. Er hatte den Männern Sicherheit vorgaukeln müssen, konnte er doch nicht riskieren, dass sie ihn zwingen, die Beute an Land zu lassen. Sie war zu wichtig, wichtiger als ihr eigenes Leben.

Er fragte sich, ob er Qart Hadasht jemals wiedersehen würde.

Im Lager hatte er eine in Stein gemeißelte Landkarte zurückgelassen. Wenn jemand zurückkam, würde er die Stadt auch ohne ihn finden.

# Kapitel 1

## Der Mönch



*Parma, 7. November 1265, zur Vesper*

Im Gefängnis auf dem Turm des Bischofspalasts brannte das Kaminfeuer, um das Eisen zum Glühen zu bringen. Das Licht der Flammen fiel auf einen nackten Mann, der an Seilen von der Decke hing. Er war von kleiner Statur, dick und vor Kälte blau angelaufen.

Der junge Dominikaner, der die Befragung durchführte, saß auf einer für ihn zu niedrigen Bank. Er fand diesen Körper derart abstoßend, dass er bereits beschlossen hatte, ihn allein deswegen verbrennen zu lassen.

»Pater, ich bitte euch ...«, wimmerte der Gefangene auf Latein. »Ihr macht einen Fehler. Ich bin kein Häretiker. Ich bin ein Benediktinermönch.«

Der Inquisitor hatte all diese Lügen satt.

Man hatte den Mann am Vorabend in einem Gasthaus aufgegriffen. Trunken vom Wein hatte er sich damit gerühmt, ein Buch über den Schatz des Teufels gelesen zu haben. Eine Behauptung, die ihn in dieser Stadt das Leben kosten konnte; einer Stadt, die von Gott gesandten Franzosen besetzt war, um das Königreich Sizilien zu erobern und

der Herrschaft von Manfred, dem Sohn des verstorbenen Stauferkönigs Friedrich, ein Ende zu bereiten.

Der vom Papst bestimmte Herrscher Charles d'Anjou hatte Ostern mit seinem Bruder Louis, König von Frankreich, in Paris gefeiert und war im Mai auf dem Seeweg nach Rom gelangt. Wie durch ein Wunder war er achtzig Galeeren aus Genua, Pisa und Sizilien entkommen. Sein Heer, angeführt von Graf Robert von Flandern und Philippe von Montfort, war mit tausendfünfhundert Reitern, fünfhundert *servientes* und einigen dominikanischen Inquisitoren durch das Po-Delta gezogen, um Italien von Ketzern und Ungläubigen zu säubern.

Der Vorstoß war langsamer vonstattengegangen als geplant, auch wenn sie bis zu diesem Augenblick auf keinen nennenswerten Widerstand gestoßen waren. Der mächtige Markgraf von Montferrat, einst ein Verbündeter Manfreds und der Savoyer, hatte ihm nun den Rücken gekehrt und Partei für den Papst ergriffen, während Oberto Pallavicino, kaiserlicher Stellvertreter für die Lombardei, mehr als dreitausend Reiter in den Städten der Po-Ebene versammelt hatte. In die Schlacht war er jedoch nicht gezogen, sondern hatte nur seine Ländereien vor ihnen geschützt, Gebiete, in denen zahlreiche Ketzer lebten, dessen war sich der Dominikaner gewiss. Die häretischen Katharer, die in Frankreich durch Massaker und Verbrennungen ausgerottet worden waren, hatten sich nach Norditalien zurückgezogen, nach Cremona, Piacenza und in viele andere Städte. Man sagte, dass selbst Pallavicino einer von ihnen sei.

Der Befragte, Jacopo da Celano, wirkte nicht wie einer

der katharischen *perfecti*. Als er wieder nüchtern war, hatte er behauptet, nichts mehr von dem Geschehen des Vorabends zu wissen und ein Benediktiner zu sein. Dabei trug er weder ihr Habit, noch hatte er eine Tonsur.

Der Inquisitor nickte den *servientes* zu, die ihn bei der Befragung unterstützt hatten, und sie ließen ihn wieder herunter. Mit einem Schrei fiel der Gefangene zu Boden und blieb dort jammernd liegen. Der junge Dominikaner sprach mit ihm, dabei starrte er an die Gewölbedecke, seine Stimme hatte einen nasalen Klang: »Wenn du Benediktiner bist, dann sag mir, wie viele Stufen der Demut die Regel des heiligen Benedikt nennt.«

Der Mann versuchte zu Atem zu kommen und antwortete dann: »Es sind zwölf. Die zwölfte Stufe ist die des Mönches, der nicht nur im Herzen demütig ist, sondern dessen ganze Körperhaltung ständiger Ausdruck seiner Demut für alle ist, die ihn sehen.«

Der Inquisitor zog die Augenbrauen hoch und zwang sich, ihn anzuschauen.

»Jauchzet Gott, alle Lande! Lobsinget zur Ehre seines Namens; rühmet ihn herrlich!«

Der Gefangene zögerte, als müsste er nachdenken. Dann fuhr er unsicher fort: »Sprecht zu Gott: Wie wunderbar sind deine Werke! Deine Feinde müssen sich beugen vor deiner großen Macht.«

»Das reicht.«

Es war sinnlos, noch weiterzumachen. Die Antworten waren richtig, der Mann war tatsächlich ein Mönch oder zumindest einer gewesen. Er hätte den Magister gebraucht,

aber der war weit weg. Deshalb musste er, Berengario da Verona, die Wahrheit herausfinden und beweisen, dass er ein würdiger Schüler von Yves le Breton war, des päpstlichen Inquisitors für das Königreich Frankreich. Er starrte erneut zu Boden.

»Woher kommst du?«

»Aus Montecassino.«

Berengario versuchte ruhig zu bleiben, aber sein Herz schlug merklich schneller. »Warum bist du hier?«

»Ich habe die Abtei vor zwei Jahren verlassen, nachdem Teodino di Capistrello, dem von den Mönchen bestimmten Abt von Manfreds Gnaden, durch den vom Papst ernannten Abt, Bernard Ayglie, dort der Zugang verwehrt wurde.«

Berengario nickte unmerklich und befahl dann: »Bedeckt ihn.«

Es wirkte zwar wie eine mitleidige Geste, war es aber nicht. Ein Diener wickelte den Gefangenen in einen Umhang aus rauer Wolle. Der Inquisitor konnte ihn endlich ansehen. »Bernard Ayglie ist weit weg.«

»Ich bin ihm nicht gefolgt, ich bin aus eigenem Antrieb geflohen.«

»Warum?«

»Ich mag Teodino nicht. Ich kenne ihn gut und hatte schon meine Schwierigkeiten mit ihm, als er sich um die Kranken der Abtei gekümmert hat, noch bevor er seine Seele dem Teufel verkauft hat.«

Auch wenn sich sein Gegenüber das nicht hätte vorstellen können, war Berengario mit der Geschichte von Teodino di Capistrello gut vertraut. Als kräuterkundiger Mönch

in Montecassino hatte er sich Manfred angeschlossen und im Gegenzug das Bistum in Acerra und danach die Abtei erhalten. Der Bischof von Troia hatte die Wahl bestätigt und gesegnet und damit das Verbot des Papstes gebrochen. Der Pontifex hatte Teodino daraufhin sofort abgesetzt und Bernard Ayglie an seine Stelle gesetzt, einen tiefgläubigen Mann mit großer Erfahrung, Abt von Lérins und alter Freund von Yves le Breton. Allerdings war es dem Franzosen nicht gelungen, die Abtei in Besitz zu nehmen, er war sogar gezwungen worden zu fliehen. Wie man hörte, war er in Viterbo, wo er Papst Clemens und Charles d'Anjou getroffen hatte, die auf die Ankunft der Armee warteten.

»Warum trägst du keine Benediktinerkutte?«

»Die Zeit war nicht leicht, ich hatte nichts zu essen, und Mönche sind hier nicht gern gesehen. Ich habe einem Kaufmann das Rechnungsbuch geführt und seine Kinder unterrichtet.«

»Und die Geschichte mit dem Schatz des Teufels?«

»Wie schon gesagt, ich war betrunken und erinnere mich an nichts.«

»Viele haben dich davon reden hören. Soll ich glauben, dass der Teufel von dir Besitz genommen hat?«

Jacopo da Celano wusste, wenn der Inquisitor ihn als vom Teufel besessen betrachtete, gab es keinen Ausweg mehr. Weiter zu leugnen würde die Sache nur schlimmer machen. Deshalb sagte er: »Ich habe dieses Buch nicht gelesen, ich habe es noch nicht einmal gesehen! Ich habe nur Teodino davon sprechen hören.«

»Weiter«, murmelte Berengario leise.

»Es war eines Abends in der Abtei, bevor unsere Beziehung sich verschlechterte. Teodino vertraute mir an, dass er in der Bibliothek einige Bücher wegen seiner medizinischen Tränke konsultiert habe und dabei eine Ausgabe des *The-saurus diaboli* gefunden habe.«

»Das war der Titel?«

»Ich weiß nicht genau, mehr hat er nicht gesagt.«

»Und was hat es mit dem Schatz auf sich?«

»Das weiß ich nicht, er meinte nur, er würde unbesiegbarmachen.«

»Unbesiegbar?«, wiederholte der Inquisitor.

»Genau, daran erinnere ich mich. Er erzählte auch die Geschichte der Frau der Apokalypse, die auf dem Tier sitzt.«

»Die Frau der Apokalypse?«

»Ja, so hat er es gesagt, und ich werde es nie vergessen. Und die Frau war bekleidet mit Purpur und Scharlach und geschmückt mit Gold und Edelsteinen und Perlen und hatte in ihrer Hand einen goldenen Becher, voll von Gräueln und die Unreinheit ihrer Hurerei, und auf ihrer Stirn war geschrieben ein Name, ein Geheimnis: Das Große Babylon, die Mutter der Huren und aller Gräueln auf Erden.«

Er hatte eine Passage aus der Apokalypse zitiert, und die Art, wie er die Frau beschrieben hatte, ließ vermuten, dass er von diesem dämonischen Bild fasziniert war. Es gab keinen Zweifel: Der Mann war eindeutig ein Benediktinermönch. Berengario, der unlängst im Kloster San Giacomo in Paris studiert hatte, um sich auf das schwere *officium* vorzubereiten, hatte auch verbotene Texte und Bücher der Un-

gläubigen lesen müssen, aber eines, das vom Schatz des Teufels und einem Weib auf einem wilden Tier berichtete, war ihm neu. Besorgniserregend war nicht nur, dass sich ein solcher Text in einer der wichtigsten Abteien der Christenheit verbarg, es gab in diesem Moment noch weitaus mehr, das ihn gefährlich machte. Er musste alle Informationen sammeln, die er bekommen konnte. »Hat er angedeutet, wo es in der Bibliothek zu finden ist? Stand es zwischen den Büchern über die medizinischen Aufgüsse?«

»Nein, mehr hat er nicht gesagt, es war ein kurzer Moment der Vertraulichkeit, den er später bereut haben muss.«

»Wie kommst du darauf?«

»Er hat mir einen Tee eingeflößt, der mich fast getötet hätte.«

»Mit Absicht?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht nicht, sonst wäre ich nicht hier: Er ist ein Fachmann auf dem Gebiet der Kräuterkunde. Wenn er mich wirklich hätte umbringen wollen, hätte er es getan. Aber damals habe ich es vermutet, und daran ist unsere Beziehung zerbrochen. Ich habe ihn bei der Wahl zum Abt nicht unterstützt, deshalb musste ich die Abtei verlassen. Er ist ein rachsüchtiger Mann.«

Berengario war besorgt. Ein falscher Abt, der auch ein Häretiker und Giftmörder war. Er stand auf. Seine Zeit weiter mit dieser Person zu vergeuden war nutzlos.

»Ich nehme in dir die Verlockungen des Bösen wahr. Du hast deine Kutte abgelegt, die Kirche und den wahren Glauben verraten. Du hast dich hier unter den Häretikern versteckt, und sicher bist du auch einer von ihnen geworden.

Du bleibst in Gefangenschaft, bis die Flammen dich gereinigt haben.«

Dann wandte er sich zur Tür, ohne sich um Jacopos Geschrei zu kümmern.

»Vater, im Namen des Herrn, bleibt stehen. Ich bin ein gläubiger Christ.«

Vorerst würde er ihn nicht verbrennen lassen, schließlich konnte er ihm als Zeuge noch nützlich sein. Jetzt aber musste er sofort den Magister informieren.

## Kapitel 2

### Die Abtei



*Abtei von Montecassino, 14. Januar 1266*

**A**ls Letztes versuchte es das Böse mit Hochmut. Es wusste, dass auch die Perfekten, nachdem sie alle Laster überwunden hatten, für diese Schwäche anfällig blieben: Es vergaß nicht, dass es eben jener Hochmut war, der ihn, Luzifer, und so viele andere Engel aus dem Himmel gestürzt hatte.«

Der Singsang des vorlesenden Mönches hallte vom erhöhten Lesepult durch die Stille des *refectoriums*. Der große Saal mit der Kassettendecke wurde vom Sonnenlicht erhellt, das durch die zahlreichen bleigefassten Fenster ins Innere fiel. Es war Non, die neunte Stunde, und die Mönche nahmen die einzige Mahlzeit zu sich, die die Regel der Benediktiner für diese Jahreszeit, von Mitte September bis zur Fastenzeit, vorsah. Zwei gekochte Speisen und, falls vorhanden, zusätzlich frisches Gemüse oder Obst. An diesem Tag hatten die Mönche in der Küche eine Suppe aus Kichererbsen und Hühnchen zubereitet, die mit Brot und etwas Rotwein, vermischt mit heißem Wasser, serviert wurde.

Der lange Eichentisch war kaum besetzt. An ihm hatten einst hundert Mönche Platz gefunden, inzwischen waren sie nicht mehr als zwanzig. Die goldene Ära der Abtei war vorüber, auch wenn es mehr Mönche waren als deren acht zur Zeit Friedrichs.

Am Ende des *refectoriums*, an der dem Eingang zum Kreuzgang gegenüberliegenden Seite, stand in einer Apsis der Tisch des Abtes. Teodino di Capistrello zog es im Allgemeinen vor, im Kreis seiner Mönche zu speisen, aber jüngst hatten die zahlreichen Gäste, benediktinische Mitbrüder aus der fernen Abtei San Michele, etwas mehr Privatsphäre verlangt. Offensichtlich fühlte er sich dem Schweigegebot während der Mahlzeit nicht verpflichtet und fand die Gespräche mit dem Ältesten unter ihnen, dem Bibliothekar Guglielmo di Chambéry aus dem Piemont, ausgesprochen anregend. Er war ein schon betagter Mann, mindestens fünfzig, mittelgroß, mit grünen Augen und Sommersprossen. Die wenigen Haare und der kurze Bart waren vollständig weiß. Begleitet wurde er von Enrico d'Ivrea, einem jungen, aber bereits im ganzen Benediktinerorden für seine prächtigen Illustrationen berühmten Schreiber, und von einem Novizen namens Jean d'Ancecy. Sie waren vor einigen Monaten, Anfang Oktober, in Montecassino angekommen, hatten ihnen als Geschenk eine wertvolle Kopie der *Etymologiae* des Isidor von Sevilla überreicht und sie um Erlaubnis gebeten, zwei Werke aus der Bibliothek kopieren zu dürfen: *De signis coeli* von Beda Venerabilis mit vierzig Zeichnungen von Sternkonstellationen und eine sehr alte Landkarte, die die gesamte bekannte Erde und ihr Straßen-

netz von der Insel Thule über die Säulen des Herakles bis hin zur Insel Taprobana abbildete.

Teodino hatte begeistert zugestimmt, und Enrico d'Ivrea hatte sich im menschenleeren *scriptorium* ans Werk gemacht. Guglielmo besuchte ihn oft und studierte lange und intensiv die Pergamentrolle mit der Karte aus der Römerzeit. Der Bibliothekar würde allerdings nicht bis zur Fertigstellung der Kopie bleiben, sondern bereits im Frühjahr mit dem Novizen abreisen.

Der Abt war sowohl von dem Geschenk als auch von ihrem Besuch an sich begeistert. Als Kräuterkundiger hatte er Isidor von Sevilla natürlich gelesen, der das vierte Buch seines Werks der Heilkunde gewidmet hatte, aber das Werk, das er nun in Händen hielt, war mit seinen außergewöhnlichen Illustrationen das schönste, das er je gesehen hatte. Noch bedeutender indes war, dass Guglielmo di Chambéry es ihm persönlich überreicht hatte, war der Bibliothekar doch dafür bekannt, San Michele niemals verlassen zu haben. Die lange Reise bis zur großen Abtei im Süden war für den Benediktinerorden somit ein größerer Vertrauensbeweis als das Dekret eines verstorbenen Papstes oder der Verrat an der Sache der Staufer durch den Markgrafen von Montferrat. Die Mitbrüder wurden deshalb mit allen Ehren empfangen und teilten den Tisch mit dem Abt.

Der Tischleser fuhr mit der Lesung des Textes von dem Priester Johannes Cassianus fort, den er für diesen Tag ausgewählt hatte: »Es ist also dem Orden vorbehalten, wie es das Evangelium des Lukas zeigt, den Zusammenhang zwischen den Versuchungen, die der so schlaue Feind beim ers-

ten und beim letzten Adam versucht zu erkennen. Der Verführer sagt dem ersten Adam: ›Eure Augen werden aufgehen‹, dem zweiten zeigt er alle Königreiche der Welt und ihre Macht. Zum ersten sagt er: ›Ihr werdet sein wie Gott‹, zum zweiten: ›Denn du bist der Sohn Gottes.‹

Teodino, groß und hager, mit dunklen Augen und einem eingefallenen, von Pockennarben aus seiner Jugendzeit übersäten Gesicht, wandte sich an Guglielmo di Chambéry: »Findest du nicht, dass Cassianus von unserer Zeit spricht?«

Der Mitbruder kaute langsam weiter auf einem Stück Hühnchen, schluckte es hinunter und antwortete: »Der Teufel hat unseren Herrn in Versuchung geführt, indem er in ihm die Schwächen der Menschen aufdecken wollte, wie er es auch bei Adam getan hat. Aber offensichtlich hat er keine gefunden. Der ›schlaue Feind‹, wie ihn Cassianus nennt, setzt trotzdem weiterhin auf diese Versuchungen. Über unserer Zeit liegt ein dicht geknüpftes Netz seiner böartigen Verlockungen, und nur wenige haben die Kraft, sich nicht darin zu verfangen.«

Der Abt nickte und meinte: »Wir alle sind Sünder, aber der Herr hat uns einen heiligen Führer geschickt, unseren Gründervater Benedikt von Nursia. In diesen schwierigen Zeiten nach seiner Regel zu leben erlaubt es uns, in unserer Unvollkommenheit die Kraft zu finden, den Feind in den tausend Jahre währenden Abgrund zu stoßen.«

»Stimmt, der tausend Jahre währende Abgrund ... Allein bei der Vorstellung wird mir schon schwindlig.«

Guglielmo di Chambéry schwieg, als wäre er in Erinne-

rungen an eine weit zurückliegende Vergangenheit versunken. Die Frage des Abtes ließ ihn zusammenzucken.

»Wie stellst du dir diesen Abgrund vor?«

»Rot wie Blut.«

»Nicht schwarz wie der Satan?«

»Wer hat dir gesagt, dass Satan schwarz sei? Als Meister der Täuschung kann er alle Formen und Farben annehmen. Er steht vor dir, und du erkennst ihn nicht, weil er sich dort versteckt, wo du ihn am wenigsten vermutest, sogar in dir selbst.«

Er sah Teodino direkt in die Augen, woraufhin dieser den Blick senkte.

Der Abt trank einen Schluck Wein und antwortete dann: »Sicher. Satan kann überall sein, sogar in der Kirche Gottes. Denk an die Dominikaner und ihre Inquisition. Du warst dein Leben lang in San Michele und hast nicht gesehen, zu was sie fähig sind. Aber ich habe es leider erlebt. Sie nennen es *officium*, aber es geht nur darum, in allem, was gegen die Interessen ihrer Herren verstößt, das Werk des Teufels zu sehen, und ihren langen Zungen, ähnlich denen von Schlangen, gelingt es sogar, Folter, Scheiterhaufen und Grauen zu rechtfertigen. Sie geben sich als Bettler aus, gießen aber nach Macht und den Werkzeugen des Bösen.«

Bei diesen Worten ließ Enrico d'Ivrea den kostbaren gläsernen Weinkelch fallen, der auf dem Steinboden zer-shellte. »Es tut mir leid ...«, stammelte er leichenblass.

Er bückte sich, um die Scherben aufzulesen, während einer der Mönche, der für die Mensa zuständig war, schon herbeigeeilt kam.

Fassungslos schüttelte Teodino den Kopf und wandte sich an den kauernenden Kopisten: »Auch ein Kopist sollte sich mit der Realität vertraut machen, um sie beschreiben zu können. Eine Weltkarte zu kopieren wird dazu nicht ausreichen.«

»Es ist ein wahrlich außergewöhnliches Werk«, schaltete sich Guglielmo di Chambéry ein. »Ich bin erstaunt, dass die Straßen, die auf dem Pergament eingezeichnet sind, noch heute existieren, wie etwa die Via Latina, auf der wir zu euch gereist sind.«

Teodino antwortete selbstsicher. »Es handelt sich um das römische Straßennetz. Sicher ist das Werk außergewöhnlich, aber man könnte es verbessern.«

»Inwiefern?«

Der Abt schien zu zögern. Doch dann überwog sein Drang, seinen Gast zu beeindrucken. »Es könnte sein, dass es nicht vollständig ist ...«

»Wie kommst du darauf?«

Sogleich schien sich Teodino wie eine Schnecke, die man am Fühler berührt hatte, in sich zurückzuziehen. »Nichts, nichts ... Allein der Glaube lässt mich daran zweifeln, dass Gottes Gnade auf einem so kleinen Pergament Platz findet.«

Guglielmo verstand, dass das Thema für ihn beendet war, und schaute zu Enrico, der wieder seinen Platz am Tisch eingenommen hatte: »Der Bibliothekar und der Kopist einer Benediktinerabtei können sich glücklich schätzen. Sie werden mit dem Elend der Welt nur durch Bücher konfrontiert und können sich davon abwenden, indem sie sie einfach zuklappen.«

»Wenn du in San Michele geblieben wärst, hättest du den Rauch der brennenden Scheiterhaufen im Tal sehen können. Das einfallende Heer wird von Dominikanern begleitet, die ihren Weg von der Provence bis nach Rom mit Flammen gezeichnet haben. Jetzt stehen sie an der Grenze zu den Gebieten unseres guten Königs Manfred und bereiten sich darauf vor, uns anzugreifen.«

»Dann können wir auch von hier bald den Rauch der Scheiterhaufen sehen?«

Etwas in Guglielmos Tonfall beunruhigte Teodino, der entschlossen antwortete: »So weit wird es nicht kommen. Manfreds Heer ist weitaus stärker als das von Charles und wartet nur darauf, dass sie vorrücken, um sie zu zerschlagen. Im Frühjahr, auf deiner Rückreise nach San Michele, wirst du auf ihre unbestatteten Überreste stoßen.«

»Ich habe gehört, dass in Manfreds Heer auch Ungläubige kämpfen.«

»Ja, Muslime aus Lucera, einer Stadt in Apulien, wohin Friedrich sie nach einer Revolte vor etwa zwanzig Jahren aus Sizilien verbannt hat. Seitdem haben sie sich immer untadelig verhalten, waren dem Kaiser und seinen Nachkommen stets ergebene Untertanen. Der Herr möchte, dass sie die Herde gegen gefräßige Wölfe verteidigen, die sie angreifen. Und dann, wer weiß, werden sie eines Tages vielleicht zum wahren Glauben finden.«

Der Bibliothekar machte ein skeptisches Gesicht. »Früher haben die Sarazenen diese Abtei angegriffen und geplündert, ebenso wie die von San Vincenzo, alle Mönche wurden grausam getötet. Sie hatten sich an der Küste ange-

siedelt, und es brauchte ein vom Papst persönlich angeführtes Heer, um sie auszurotten. Ist es nicht riskant, sie wieder auf diese Ländereien zu lassen? Zudem dürften es recht viele sein. Wird Manfred sie im Zaum halten und daran hindern können, weitere Grausamkeiten zu begehen?»

»Die Ereignisse, von denen du sprichst, sind Jahrhunderte her, diese Sarazenen sind ganz anders. Sie sind hier, um uns zu verteidigen, nicht um uns anzugreifen.«

»Sie sind schon hier?«

»Ja, im Tal, ihr Lager liegt unweit von San Germano.«

»Wie viele sind es?«

»Die genaue Zahl kenne ich nicht, aber ich weiß, das Lucera unserem König weitere fünftausend Männer an die Seite stellen kann.«

»Zu viele ...«, entgegnete Guglielmo erstaunt. »Es gibt sicher gute und schlechte Sarazenen, wie es auch gute und schlechte Christen gibt. Dennoch bin ich überzeugt davon, dass in jedem Sarazenen ein Feind unseres Glaubens steckt, selbst wenn er vorgibt, unser Freund zu sein, weil es ihm genehm ist. Er wird nie zu unserem Glauben übertreten.«

Teodino lächelte verständnisvoll: »Guglielmo, du warst immer in San Michele und hast nie einen Sarazenen kennengelernt. Alle, die ich getroffen habe, waren auf ihre Art frommer als viele Christen. Wenn sich die Gelegenheit ergibt, werde ich dir einen von ihnen vorstellen.«

Der Bibliothekar wollte gerade etwas entgegnen, als der Pförtnermönch mit ernstem Gesichtsausdruck an ihren Tisch trat.

Nach der letzten Kurve erhob sich das massive Bauwerk der Abtei vor den Reitern. Das Eingangstor des Benedikt-Turms stand offen, einige Mönche hielten sich zu ihrem Empfang bereit.

Riccardo di Sanseverino, Graf von Caserta, fragte sich, wie sie von ihrer Ankunft erfahren hatten, auf dem langen Anstieg hatten sie niemanden angetroffen. Er sagte sich, dass zwanzig Reiter nicht unbemerkt bleiben konnten, dass die erlittenen Angriffe auf die Abtei die Bewohner aufmerksam gemacht hatten und die Pilgerpfade zwar schmal waren, aber schneller zum Ziel führten als der Weg, den sie genommen hatten.

Er hatte erwartet, dass es kälter sein würde, aber auch hier, wie in San Germano, hatte die Sonne den Frühling schon eingeläutet, und der wenige Schnee, der von Weihnachten übrig geblieben war, schmolz dahin. Sicher würde die hohe Feuchtigkeit in der Abtei ihm wie üblich eine schmerzhaftige Migräne bescheren, aber damit hatte er gerechnet. Außerdem war er bereits sechsundvierzig, und der lange Ritt hatte ihn erschöpft.

Das Gebäude vor ihnen, mit den hohen Mauern und den steinernen Türmen, glich eher einer Festung als einem Ort des Gebets. Der höchste Punkt, der Glockenturm der Basilika, die von Benedikt von Nursia erbaut und von Abt Desiderius mit großem Prunk wiederaufgebaut worden war, demonstrierte, dass der steinerne Koloss die Schatztruhe einer der ältesten und verehrtesten Abteien der Christenheit in sich barg.

Die legendären Reichtümer von Montecassino waren im

gesamten Komplex zu erkennen. Der Graf erinnerte sich an das große Bronzeportal der Kirche, das auf Geheiß von Desiderius in Konstantinopel gegossen worden war und in der alle Besitztümer, die die Abtei im Laufe der Jahrhunderte angesammelt hatte, eingraviert waren.

Eine viel zu wichtige Beute, um sie dem Feind zu überlassen. Deshalb hatte sein Schwager Manfred immer dafür gesorgt, einen Abt seines Vertrauens wählen zu lassen, der dann prompt vom Papst wieder abgesetzt wurde. Abt Riccardo war von Papst Alexander IV. wegen seiner Anwesenheit bei Manfreds Krönung in Palermo abgesetzt worden, sein Nachfolger Teodino war von Papst Urban IV. des Amtes enthoben worden.

Ebenjener Abt, spindeldürr und hochgewachsen, stand nun zwischen den Mönchen und erwartete den Grafen.

Welch eine Ehre, dachte Riccardo.

Die Aufnahme von Gästen wurde in der heiligen Benediktinerregel genauestens vorgeschrieben. Der Besucher sollte wie Christus selbst empfangen werden, denn er würde eines Tages sagen: »Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen.« Riccardo stieg vom Pferd, der Abt segnete ihn, und der Pförtner und der Kellermeister intonierten ein Vaterunser, in das die Neuankömmlinge einstimmten. Nach dem Gebet küsste Teodino als Zeichen der Gemeinschaft alle Gäste auf den Mund. Eine Fußwaschung gab es aber nicht. Die Pferde wurden von den Knechten in Empfang genommen, der Abt ging gemeinsam mit dem Grafen durch das Tor, und sie bogen in den langsam ansteigenden Gang un-

ter dem Turm ein. Die anderen reihten sich jeweils zu zweit hinter ihnen ein, wie bei einer Prozession.

Teodino wartete nicht, bis sie allein waren, sondern fragte Riccardo sogleich leise: »Gibt es Neuigkeiten? Ich habe dich heute nicht erwartet.«

»Nichts Besonderes. Die Franzosen sammeln sich nördlich von Ceprano. Ich habe die Verteidigung von San Germano und Rocca Janula kontrolliert und dann beschlossen, dich hier oben zu besuchen und dir einige meiner Männer zum Schutz der Abtei zu überlassen.«

»Sind wir denn in Gefahr?«

Der Graf antwortete nicht, aber seiner Geste nach würden sie ihr Gespräch später fortsetzen. Sie standen jetzt auf dem Platz vor einer breiten Treppe zwischen den beiden Türmen, die ins *paradisum* führte, den Hof der Basilika, von dem man die vier frontalen Säulen auf quadratischen Sockeln sehen konnte.

Am Fuß der Treppe standen weitere Mönche, darunter die Gäste aus San Michele.

Teodino stellte sie vor. »Graf, das sind die Mitbrüder aus der Abtei San Michele: Guglielmo di Chambéry, Dekan und Bibliothekar der Abtei. Und Enrico d'Ivrea, einer der besten Illustratoren unseres Ordens. Brüder, das ist Graf Riccardo di Caserta, Generalkapitän und Heerführer unseres guten Königs Manfred. Ihm hat er den Schutz seiner Reichsgrenzen anvertraut, zusammen mit einigen seiner besten Ritter.«

Die Mönche verbeugten sich, Riccardo und seine Männer taten es ihnen gleich.

»Ich nehme an, Ihr wollt euch stärken. Wir beenden gerade unser bescheidenes Mahl, und es wäre uns eine Ehre, wenn Ihr euch uns anschließen würdet.«

Riccardo lächelte. »Ich hatte schon Angst, ich komme zu spät.«

Nach der Komplet waren der Abt und der Graf endlich allein. Sie saßen im ersten Stock des Eingangsturms, in Teodinos Gemach, das früher dem heiligen Benedikt gehört hatte.

»Es tut mir sehr leid wegen deiner Tochter«, begann der Abt, »wir haben alle für sie gebetet.«

Riccardo atmete tief durch und flüsterte dann: »Ich danke dir.«

Die kleine Sygfridina hatte ihre Mutter, die im Kindbett gestorben war, nicht lange überlebt. Teodino hatte der frühe Tod der Gräfin Violante von Hohenstaufen sehr getroffen. Er hatte sie als Bischof von Acerra kennengelernt und war, wie alle, fasziniert von ihr gewesen. Manfreds Schwester war die Tochter von Stauferkönig Friedrich und Bianca Lancia. Man hatte sie mit Riccardo verheiratet, um die Verbindung zwischen dem Haus Staufen und dem normanischen Grafen von Caserta zu stärken. Sie hatte von ihrem Vater die Neugier, die Leidenschaft für die Kultur und eine große Entschlossenheit geerbt, von ihrer Mutter deren außerordentliche Schönheit; all diese Gaben waren auch auf den Erstgeborenen Corrado übergegangen, den fünfzehnjährigen Erben der Grafschaft.

Riccardo hatte der Verlust schwer getroffen. Um sich zu

trösten, hatte er sofort die Tochter des Herzogs von Spoleto, Berardessa geheiratet, aber sie war nur eine hässliche Kopie Violantes.

»Sygfridina ist bei Gott und ihrer Mutter. Du solltest nicht traurig sein«, tröstete ihn der Abt.

Der Graf biss die Lippen zusammen und entgegnete: »Die Zeiten sind schwer. Erst Violante, dann Sygfridina, jetzt die Franzosen. Manfred hatte sich Unterstützung von unseren Verbündeten in der Lombardei und der Toskana erwartet. Stattdessen hat Oberto Pallavicino einen Angriff gescheut, während Guido Novello, der kaiserliche Legat von Pisa, Charles d'Anjou hat entwischen lassen, als dieser mit nur drei Galeeren im Hafen von Pisa angekommen ist. Es ist an uns, sie aufzuhalten.«

»Wo ist Manfred?«, fragte Teodino.

»In Capua. Er hat das Heer aus Sizilien und den Marken bei Ancona zurückgerufen, aber ich weiß nicht, ob sie rechtzeitig hier sein werden. In San Germano sammeln sich die Sarazenen aus Lucera und deutsche Ritter. Morgen kommt Galvano Lancia nach Ceprano, um die Grenze entlang der Liri und Rocca d'Arce zu sichern.«

»Warum lässt du uns Männer hier? Welche Gefahr droht uns?«

»Womöglich kommen die französischen Angreifer über die Bergpfade. Unter ihnen sind viele Überläufer, die vom Kaiser und von Manfred verjagt wurden und die Gegend gut kennen. Für sie seid ihr willkommene Beute. Es sind nicht die üblichen Angreifer, und deine Vertrauten könnten nicht ausreichen, um die Abtei zu schützen.«

»Ich danke dir. Sollte ich den Dominikanern in die Hände fallen, kann ich nur auf einen schnellen und schmerzlosen Tod hoffen. Du weißt, dass sie kein Mitleid mit mir haben würden. Ich würde verbrannt werden, weil ich das Dekret des verstorbenen Papstes Urban missachtet habe.«

»Hoffen wir, dass das nicht passiert ... Denk nicht weiter darüber nach.«

Dem Abt kam diese Antwort seltsam und schwach vor. Sein Gegenüber wirkte plötzlich müde und alt. Anfangs hatte er das Sygfridinas Tod zugeschrieben, jetzt aber merkte er, dass etwas anderes dahintersteckte. Der Heerführer, dem Manfred den Schutz der Grenzen anvertraut hatte, schien keinerlei Vertrauen in den Sieg zu haben.

Nachdem er den Abt verlassen hatte, trat Riccardo ins Freie und zog die Kapuze seines Umhangs über den Kopf, um sich vor der Feuchtigkeit zu schützen. Die Abtei lag still unter dem funkelnden Sternenhimmel. Nach der Komplet war es bis zur Matutin nicht erlaubt zu sprechen. Das Leben des Mönches sollte zwar ein Wachen auf die Ankunft des Herrn sein, aber besonders im Winter war der Schlaf der Mönche großzügig bemessen.

Der Graf wusste aber, dass es noch jemanden gab, der nicht schlief.

Die Kirche San Martino lag neben dem Turm des heiligen Benedikt und sah aus wie eine kleinere Version der Hauptbasilika. Riccardo näherte sich dem Eingang, sah sich prüfend um und strich dann über den Knauf seines Schwer-

tes, das an seinem Gürtel hing. Die Berührung beruhigte ihn, und er betrat die Kirche. Wenn er jemanden getroffen hätte, würde er sagen, er habe nicht schlafen können und sich angesichts der bevorstehenden Schlachten ins Gebet vertieft.

Das Mittelschiff wurde schwach von ein paar Kerzen erhellt, in ihrem flackernden Licht spiegelte sich der prachtvolle vielfarbige Marmorfußboden, auch er eine Imitation des Basilikabodens. Zur rechten Seite im Halbdunkel stand ein Mönch mit hochgezogener Kapuze regungslos vor dem Altar.

Riccardo stellte sich hinter ihn, hielt aber genug Abstand, um sein Schwert ziehen zu können. Der Mönch hatte sich nicht umgewandt, auch wenn er seine Schritte gehört haben musste. Es war der Graf, der das Schweigen brach.

»*Pax vobiscum.*«

»*Et cum spiritu vestro.*«

Der Mann, der ihm als Bibliothekar Guglielmo di Chambréry vorgestellt worden war, drehte sich langsam um.

»Habt Ihr auf mich gewartet, Vater?«

»Ja.«

Mehr hatte ihm der Priester der Kathedrale von San Michele Arcangelo in Caserta nicht gesagt, nur, dass er zur Abtei hinaufsteigen und nach der Komplet in die Kirche San Martino gehen sollte, ohne mit jemandem darüber zu sprechen. Der Graf ahnte, um was es sich handelte: Man wollte ihm ein Angebot machen. Es war nicht das erste Mal, dass das passierte, aber auch eine Falle war nicht auszuschließen.

Deshalb hatte er eine Gruppe Soldaten und sein Schwert bei sich.

Der Mönch fuhr leise fort: »Ich bin Yves le Breton vom Orden der Dominikaner, Großinquisitor des Papstes im Königreich Frankreich. Ich wurde vom höchsten Diener Gottes, Clemens, König Louis von Frankreich und seinem Bruder Charles, König von Sizilien, zu Euch geschickt.«

Für einen Moment war Riccardo sprachlos. Dann murmelte er: »Unglaublich ... Wie habt Ihr Euch als benediktinischer Bibliothekar ausgeben können?«

»Ich habe mehr Bücher gelesen als manch benediktinischer Bibliothekar und sicher mehr als Teodino. Der Papst hat mir gestattet, Guglielmo di Chambéry's Namen zu verwenden: Er ist etwa in meinem Alter und hat seine Abtei noch nie verlassen. Daher ist es höchst unwahrscheinlich, dass ihn jemand hier kennt. Ich war dennoch zwei Wochen bei ihm in San Michele, damit mir keine Fehler unterlaufen. Ich muss allerdings zugeben, dass ich ihm überhaupt nicht ähnlich sehe.«

»Ihr wart sehr mutig.«

»Ich habe nur bewiesen, dass Teodino ein Dummkopf ist, oder, wenn Ihr so wollt, dass Menschen sich immer von ihren Wünschen leiten lassen. Die Vorstellung, dass eine Delegation aus San Michele ihm ungeachtet des päpstlichen Dekrets ein kostbares Buch als Geschenk überbringt, hat ihn blind gemacht.«

»Ist der andere Mönch ebenfalls ein Inquisitor?«

»Nein, er ist wirklich Enrico d'Ivrea, der berühmte benediktinische Illustrator. Es brauchte jemanden, um ein Buch

zu kopieren, damit ich einen Vorwand hatte, bis zur Ankunft von König Charles und meinen dominikanischen Mitbrüdern hierbleiben zu können. So tugendhaft meine Brüder auch sein mögen, zu Kopisten taugen sie nicht. Leider ist er noch recht jung und hält dem Druck nur schlecht stand. Als er Teodino von den Inquisitoren sprechen hörte, hätte er sich fast verraten.«

»Ihr seid Eurer Sache sehr sicher, Vater. Vielleicht zu sicher. Was lässt Euch glauben, dass ich Euch nicht sofort festnehme und Eure wahre Identität dem Abt preisgebe?«

»Das, was ich Euch sagen werde, Riccardo von Caserta. Es ist der Wille Gottes, dass Ihr die Wahrheit kennt.«

»Über was?«

»Über die Frau, die jahrelang Eure Ehefrau war.«

Der Inquisitor zog eine schmale Pergamentrolle aus der Tasche seiner Kutte und reichte sie ihm mit den Worten: »Eine sehr kultivierte Frau. Ihr werdet ihre feine Handschrift erkennen.«

Riccardo war erschüttert. Er nahm das Pergament und ging zu einer der Kerzen hinüber, um es zu lesen. Yves le Breton verharrte weiter im Schatten und wartete.

*Mein Bruder,*

*Gott weiß, dass ich in Dir nie jemand anders gesucht habe als Dich. Ich wollte weder Heirat noch Mitgift – das haben andere für mich entschieden. Auch wenn Ehefrau heiliger und wichtiger klingt, hatte Freundin, Geliebte oder gar Hure einen angenehmeren Klang für mich. Die gemeinsam erlebten Freuden sind so süß, dass deren Vi-*

*sionen mich auch des Nachts im Schlaf heimsuchen. Selbst während der heiligen Messe, wenn das Gebet am reinsten sein sollte, nehmen die lasziven Bilder dieser Wollust Besitz von meiner Seele, sodass ich mehr an die sinnlichen Freuden denke als an das Gebet. Das, was wir getan haben, die Orte und die Augenblicke sind so tief in meiner Seele eingebrannt, als ob Du immer ein Teil von mir wärst. Trotzdem verspüre ich ein Gefühl der Keuschheit, denn die liegt nicht in einem reinen Körper, sondern in einer reinen Seele. Du bist die einzige Wahrheit meines Lebens. Jetzt, da Du weit weg bist, ist es wunderbar, in mir die Frucht unserer Liebe wachsen zu spüren. Wir warten auf Dich.*

Der Graf blieb eine Weile wie erstarrt stehen. Schließlich hielt er das Blatt in eine Kerzenflamme, die es augenblicklich verzehrte. Er wartete, bis die Flammen ihm fast die Finger versengten, erst dann ließ er es zu Boden fallen und schaute zu, wie es gänzlich zu Asche zerfiel. Er war leichenblass. Ohne den Blick von den letzten Funken zu wenden, sagte er mit kaum hörbarer Stimme: »Wie ist das in Euren Besitz gelangt?«

Yves bemerkte, dass er seine Echtheit nicht anzweifelte. Er hatte Violantes Handschrift erkannt, vielleicht hatte er es schon immer gewusst oder zumindest vermutet.

»Eine Nonne hat es unter mehreren Schreiben nach dem Tod Eurer Frau gefunden, sie lagen ganz unten in einer Truhe, unter ein paar Kleidungsstücken. Sie hat die Briefe nie abgeschickt.«

»Von wann stammt er?«

»Ihr fragt mich, ob Corrado nicht Euer Sohn ist oder ob es um Sygfridina ging? Ich weiß es nicht. Vielleicht ist es besser, wenn Ihr es auch nicht wisst.«

»Wo sind die anderen Schreiben?«

»In Viterbo in den Händen des Papstes.«

»Ist es ihr Bruder Manfred, dem sie schreibt?«

»Wer sonst? Sie haben Euch beide betrogen und durch den Inzest auch Gott verraten. Aber das ist nicht alles. Der obszöne Inhalt dieses Briefes offenbart, dass unser ewiger Feind die Seele Eurer Frau und ihres Geliebten verdorben hat. Wenn der Herr sie nicht bereits bestraft hätte, wäre dies unsere Aufgabe gewesen. Wie könnt Ihr jetzt noch für ein Monster wie Manfred in die Schlacht ziehen? Der Papst, König Louis und König Charles vertrauen in Eure Einsicht und sind bereit, Euch in den Reihen der Gerechten aufzunehmen.«

»Wenn der Herr sie bestraft hat, dann vielleicht auch Sygfridina, die Frucht der Sünde. Ich bitte Euch, Vater, kann man aus den anderen Briefen etwas über diese Zeit schließen? Violante schreibt an ihren fernen Geliebten. Wann ist Manfred fortgegangen? Ich kann mich nicht mehr erinnern, wann er für längere Zeit seinem Königreich ferngeblieben ist.«

Der Inquisitor verstand, dass die Vorstellung, sein Erbe könne die Frucht von Inzest sein, ihm Sorge bereitete, und versuchte ihn zu beruhigen. »Wahrscheinlich hat Violante sie erst vor Kurzem geschrieben. Für sie hätte es kaum einen Sinn ergeben und wäre zu gefährlich gewesen, die Briefe

fünfzehn Jahre aufzuheben. Zudem ist der Verweis auf die Abwesenheit Manfreds relativ. Auch Orte wie San Germano können von Caserta aus als weiter entfernt betrachtet werden.«

Riccardo nickte wenig überzeugt. Yves wusste, dass da noch mehr war. Der Graf wechselte das Thema. Er hatte sich entschieden. »Was bekomme ich dafür?«

Am Ende des Treffens kniete Riccardo nieder, und der Mönch segnete ihn. Dann bekreuzigte sich der Graf und ging zur Tür. Yves le Breton sah ihm nach, wandte sich schließlich dem Altar zu. Er würde noch ein wenig in der Kirche bleiben. Er begann zu beten, wurde aber von anderen Gedanken abgelenkt. Seine Mission war erfüllt, keinen seiner Auftraggeber würde das wundern. Wie so oft war der Einzige, der gezweifelt hatte, er selbst. Er dachte zurück an jenen Frühlingstag in Paris, als ihm die Aufgabe übertragen worden war.

## Kapitel 3

### Die Mission eines Inquisitors



*Paris, 2. April 1265, Gründonnerstag, morgens*

Schnellen Schrittes verließen die beiden Dominikaner das Kloster San Giacomo und wandten sich Richtung Seine. Es regnete nicht mehr, und der kalte Nordwind hatte die Wolken am Himmel vertrieben. Der Inquisitor Frankreichs schaute wie immer zu Boden, um nicht in Unrat zu treten. Neben ihm ging Berengario da Verona, ein großer, dürrer Mann mit Hakennase. Yves fand, er sah seinem alten Meister Mathieu de Bourbon außerordentlich ähnlich. Das galt auch für seinen Charakter, denn er war genauso unbittlich: nie ein Zögern, nie ein Zaudern. Manchmal beneidete er ihn darum, manchmal sorgte er sich deswegen. Mit den Jahren und der Erfahrung hatte er erkannt, dass Satan sogar den Eifer der Diener Gottes für seine perversen Ziele auszunutzen wusste. Es galt, stets wachsam zu sein, um nicht unwissentlich zum Werkzeug des Bösen zu werden, wie es seinem Meister und vor vielen Jahren auch ihm selbst widerfahren war. Er dachte an den Schüler, den er in diesen schrecklichen Tagen an seiner Seite gehabt hatte, Nicolas de Hannapes, der so ganz anders gewesen war als

Berengario. Er vermisse dessen Enthusiasmus und seine Offenheit.

Als sie nach vier Jahren Aufenthalt in den Kreuzfahrerstaaen mit König Louis nach Frankreich zurückgekehrt waren, hatte der junge Mann ihm offenbart, dass er sich außerstande sähe, das *officium* des Inquisitors auszuführen. Stattdessen bat er um Erlaubnis, in Akkon zu bleiben, um dort zu beten und das Wort Gottes zu predigen. Im Grunde hatte Yves mit dieser Bitte bereits gerechnet und vermutet, dass es nicht die Verbreitung von Gottes Wort allein war, die ihn zu diesem Entschluss gebracht hatte, sondern auch seine Beziehung zu dem jungen Templer Guillaume de Beaujeu. Angesichts der wiederholten Warnungen, den Verführungen des Teufels nicht zu erliegen, hatte Nicolas zwar geschworen, zwischen ihnen sei nie etwas vorgefallen, doch der Inquisitor war geschult darin, Lügen zu erkennen. Erst kürzlich hatte er erfahren, dass sein Schüler Prior des Klosters Akkon geworden war. Wenn er so weitermache, würde er eines Tages Bischof und, wer weiß, vielleicht sogar Patriarch von Jerusalem werden. Der Herr würde ihm den richtigen Weg weisen.

Im Übrigen war das beschwerliche *officium* anderen Männern vorbehalten, einem wie Berengario da Verona oder Mathieu de Bourbon. Als junger Mann hatte seine Neigung zum Grübeln ihn glauben lassen, er sei nicht geeignet. Aber mit den Jahren hatte er erkannt, dass der Zweifel ein göttlicher Stimulus sein konnte, um hinter die Dinge zu blicken und in der Umsetzung des Auftrags, der ihm von Vater Mathieu noch als junger Mann anvertraut worden

war, noch effektiver zu werden: Er sollte die Herde Gottes vor den Nachstellungen des Bösen schützen, sodass sie gemäß dem ersten und wichtigsten Gebot den Herrn mit ganzer Seele lieben konnte. Vielleicht war es dieses Bewusstsein, das die Albträume vertrieben hatte, die ihn als jungen Mann gequält hatten, ihm jetzt aber nur noch selten den Schlaf raubten.

Einige Jungen wühlten in einem stinkenden Müllhaufen. Berengario hielt sich den Ärmel seiner Kutte vor die Nase und rief: »Magister, es ist eine Schande, dass Paris kurz vor Ostern einem Misthaufen gleicht.«

»Stimmt. Und es ist eine Schande, dass diese Geschöpfe Gottes im fauligen Unrat nach Essbarem suchen müssen. Wir sollten uns um die in der Stadt herrschende Brotknappheit kümmern. Denk daran, was der große Verführer zu unserem Herrn gesagt hat: ›Bist du Gottes Sohn, so sprich zu diesem Stein, dass er Brot werde.‹ Und er antwortete ihm: ›Es steht geschrieben: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.‹ Leider sind nicht alle so stark wie er, und der Hunger erleichtert es dem Feind unseres Glaubens, seine Intrigen zu spinnen.«

»Werdet Ihr mit dem König darüber sprechen, Magister?«

»Sicher. Ich werde ihn bitten, den für die Versorgung der Stadt Verantwortlichen sprechen zu dürfen.«

»Glaubt Ihr, dass bei dieser Hungersnot der Teufel seine Hand im Spiel hat?«

»Hinter jeder Unanständigkeit und Ungerechtigkeit dieser Welt steckt der Teufel, Berengario. Daraus leitet sich die

grausame und gleichzeitig großartige Natur unseres *officiums ab*. Nichts davon entzieht sich unserer Zuständigkeit. Nichts. Vergiss das nie.«

Unterdessen waren sie an der wie üblich überfüllten Holzbrücke angekommen, die auf die Seine-Insel führte. Sie überquerten sie und kamen an der Kirche Saint-Christophe vorbei. Zu ihrer Rechten waren die zur Notre-Dame führenden Gassen von Marktständen verstellt. Im Hintergrund war die großartige Fassade der Kathedrale mit den Portalen, den Rosetten und den vielfarbigen Statuen zu sehen. Damals, als noch junger Novize in San Giacomo, war Yves oft versucht gewesen, die Stände umzustoßen, dabei hatte er an Jesus und die Händler im Tempel gedacht, aber er hatte es nie getan: Es gab weitaus schlimmere Manifestationen des Bösen, denen er später begegnen sollte. Sie bogen nach links in eine Gasse ein und erreichten die königliche Residenz auf der gegenüberliegenden Seite von Notre-Dame. Die großen Obstbäume vor dem Eingang standen in voller Blüte. Yves wollte das als Zeichen für die österliche Wiedergeburt werten, trotz der schwarzen Wolken, die sich rasch vom Norden her näherten.

Die Wachen am Eingang verbeugten sich vor den Mönchen, der Magister machte das Segenszeichen. Im Hof erwartete sie bereits Philippe de Montfort, Herr von Castres, den Yves gut kannte. Er war der Sohn eines der »legendären Ritter«, die vor fünfzehn Jahren – während des missglückten Kreuzzugs in Ägypten – zur Leibgarde des Königs gehörten. Der Mönch erinnerte sich noch an den Tag, an dem sie beide die einzigen Freien in einem gefangenen genom-

menen Heer gewesen waren. Heute weilten der alte Montfort, Herr von Tyros, und Geoffroy de Sargines, Haushofmeister des Königreichs Jerusalem, mit einem französischen Kontingent in Akkon, um die verbliebenen Gebiete der Kreuzfahrerstaaten vor den Angriffen von Sultan Baibars zu schützen – einem weiteren alten Bekannten des Inquisitors.

Der Graf verbeugte sich vor Yves. »Willkommen, Magister, der König erwartet Euch im Wassersaal. Bruder Berengario kann hier bei mir bleiben.«

Yves nickte und machte sich auf den Weg, während eine schwarze Wolke die Sonne verdunkelte.

Kurz darauf betrat der Dominikaner den kürzlich renovierten Saal, von dem aus man die Seine bewundern konnte. Louis saß mit seinem Bruder Charles d'Anjou an einem großen, mit Pergamenten übersäten Tisch. Der König war einundfünfzig Jahre alt, ein Altersgenosse von Yves, aber mit ihm war die Zeit weniger gnädig gewesen. Immer von kränklicher Natur hatte die Zeit ihn gebeugt, die wenigen verbliebenen Haare ließen ihn noch älter wirken. Sein fester Glaube indes war ungebrochen, er hatte sich nie gebeugt, und selbst nachdem der Kreuzzug katastrophal gescheitert war, hatte er nicht aufgegeben, seinen Schwur zu erfüllen und Jerusalem für die Christenheit zurückzugewinnen.

Charles d'Anjous Anwesenheit ließ den Inquisitor vermuten, um was es ging: Das Königreich Frankreich war im Begriff, sich wieder in Bewegung zu setzen. Der Graf von Anjou war zwölf Jahre jünger als sein Bruder, groß, kräftig, mit einer markanten Nase. Er war ehrgeizig und berechnend, aber nicht ohne Mut. Der Inquisitor vermutete aller-

